

MARLEEN
MAY

Lakeside

Love & ROMAN

Leseprobe

Herz über
Bord



FOREVER

Die Autorin



Marleen May wurde im Saarland geboren und hat Englisch, Spanisch und Informatik studiert. Sie liebt Sprache(n) und egal, ob sie programmiert, übersetzt oder eigene Geschichten verfasst, ihre größte Freude ist es, wenn daraus Dinge entstehen, die das Leben angenehmer, schöner oder bunter machen. Wenn Marleen nicht gerade schreibt, liest sie gern, macht Yoga oder singt im Chor. Außerdem mag sie Outdoor-Aktivitäten aller Art. Sie lebt mit ihren drei Kindern im Ruhrgebiet.

Das Buch

Leben, wo andere Urlaub machen – Als Sofia Bernardi sich bereit erklärt, Milan, den Sohn ihrer verstorbenen Freundin Clara, zu seinem ihm unbekanntem Vater an den sommerlichen Bodensee zu begleiten, ahnt sie bereits, dass der Aufenthalt kein Vergnügen wird. Der erfolgreiche, unterkühlte Anwalt Antoine Delatour ist alles andere als die liebevolle Bezugsperson, die ein trauerndes neunjähriges Kind braucht. Mit jeder Menge Sorge um Milan und der Bachblütenmischung ihrer Mutter im Gepäck setzt Sofia alles daran, Antoinettes unnahbare Fassade zu durchbrechen und sein Herz wieder für das Leben und die Liebe zu öffnen. Warum ihr eigenes Herz plötzlich aus dem Tritt gerät, sobald der gut aussehende Anwalt mit den eisblauen Augen in ihre Nähe kommt, kann sie sich beim besten Willen nicht erklären!?

Marleen May

Lakeside Love

Herz über Bord

Liebesroman

 FOREVER 

Forever by Ullstein

forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH,

Berlin August 2021 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © FinePic®

Autorenfoto: © privat

E-Book powered by pepyrus.com

ISBN 978-3-95818-634-7

1

Sofia



Milans kleine Hand schloss sich fest um meine, als das Läuten der Klingel die Stille in meinem Wohnzimmer durchbrach. Ängstlich sah er mich an, und obwohl ich mich nicht besser fühlte als er, zwang ich mich, ihm aufmunternd zuzunicken. Hand in Hand gingen wir zur Wohnungstür. Aus dem Spiegel im Flur blickten mir zwei sorgenerfüllte braune Augen entgegen. Meine Lippen waren zu einem dünnen Strich zusammengepresst und ließen mein sonst so lebhaft wirkendes Gesicht seltsam starr erscheinen. Selbst meine schwarzen, welligen Haare, die sonst kaum zu bändigen waren, verweilten wie erstarrt in dem hohen Pferdeschwanz, den ich mir gebunden hatte. Ich strich meinen Rock glatt und straffte die Schultern, um nicht noch kleiner zu wirken, als ich es ohnehin war. Der Versuch eines Lächelns geriet zu einer Grimasse. Ich verdrehte die Augen. *Porca miseria!*

Ohne die Gegensprechanlage zu benutzen, drückte ich auf den Öffner. Milan und ich wussten, wer kam, und nur zwei Stockwerke trennten uns jetzt noch von ihnen. Ich öffnete die Wohnungstür, um die drei in Empfang zu nehmen. Von Willkommensfreude konnte keine Rede sein.

Unsere Besucher redeten nicht, während sie die Stufen erklimmen. Lediglich ihre Schritte knarrten unheilverkündend auf der alten Holzterrasse. Ich spürte, wie Milan sich versteifte, und kämpfte den Impuls nieder, die Tür wieder zuzuschlagen. Statt-

dessen legte ich ihm schützend die Hände auf die Schultern.

In wenigen Sekunden würde der neunjährige Junge zum ersten Mal seinem Vater und seiner Großmutter begegnen, die für ihn zwar Fremde waren, bei denen er jedoch bald leben sollte – wenn nicht gleich ein kleines Wunder geschah. Milans Mutter, meine Nachbarin Clara, war vor vier Wochen bei einem Fahrradunfall ums Leben gekommen. Seither kümmerte ich mich um den Jungen, wie ich es seit seinem Einzug in die Wohnung nebenan regelmäßig getan hatte, und ich war davon ausgegangen, dass das auch so bleiben würde. Ich war jedenfalls bereit dazu.

Milan hatte nämlich keine leiblichen Verwandten, die ihn hätten aufnehmen können. Clara war selbst Einzelkind gewesen, und ihre Eltern waren bereits vor Milans Geburt gestorben. Über den Vater des Jungen hatte sie nie ein Wort verloren. Als ich mich zu Beginn unserer Nachbarschaft einmal nach ihm erkundigt hatte, hatte sich die Temperatur im Raum augenblicklich um ein paar Grad abgekühlt. »Ich möchte nicht über ihn reden«, hatte sie unumwunden klargelegt. »Er hat in Milans Leben nie eine Rolle gespielt und wird es auch nie. Glaub mir, es ist besser so!« Damit war das Thema für sie erledigt und ich nur unwesentlich schlauer gewesen. Seither hatte ich viel über Claras Worte nachgedacht, insbesondere in den letzten Wochen. Sie klangen nach herber Enttäuschung und unverzeihlichem Verhalten. Aber egal, was vorgefallen war, ob Milans Vater sich aus der Affäre gezogen oder Clara ihn rausgeschmissen hatte, eins hatte für mich festgestanden, sein Sohn hatte ihn nicht interessiert, sonst hätte er sicher Mittel und Wege gefunden, Kontakt zu ihm zu halten. Nie und nimmer hätte ich mir daher träumen lassen, dass er plötzlich auf den Plan treten und Milan auch noch zu sich nehmen könnte – und das so bald wie möglich!

Doch nach Claras Tod hatte das Jugendamt festgestellt, dass

ein gut betuchter Jurist namens Antoine Delatour nicht nur jeden Monat eine nicht unerhebliche Summe auf ein Konto in Milans Namen überwies, sondern auch in seiner Geburtsurkunde als Vater verzeichnet war! Gegen dieses Blatt Papier waren mehrere Jahre nahezu täglicher Kontakt wertlos. Ein völlig Fremder hatte plötzlich das Sorgerecht für Milan, und ich konnte nicht das Geringste dagegen tun.

Der Kopf eines Mannes erschien am Absatz der Treppe. Das musste er sein! Sein Blick fixierte Milan, während er die letzten Stufen nahm. Erst als er unmittelbar vor uns zum Stehen kam, sah er zu mir auf.

»Was für ungewöhnliche Augen!«, schoss es mir unwillkürlich durch den Kopf. Sie waren eisblau und tief wie Bergseen, in denen man sich hoffnungslos verlieren konnte. Irritiert von ihrer Wirkung musste ich erst heftig blinzeln, bevor ich den Rest von Antoine Delatour in Augenschein nehmen konnte.

Milans Vater war groß, schlank, hatte kurze mittelblonde Haare, einen gepflegten Dreitagebart und ein markantes, recht attraktives Gesicht, auf dem ein paar Sommersprossen mit einer natürlichen Sonnenbräune konkurrierten. Ansonsten hätte man meinen können, er wäre auf dem Weg zu einer Beerdigung, denn er trug einen perfekt sitzenden schwarzen Anzug, unter dem ein blütenweißes Hemd hervorlugte. Sein einziges Zugeständnis an »leger« war, dass er keine Krawatte trug und den obersten Knopf seines Hemdes geöffnet hatte. Ich wand mich innerlich. Hätte er sich nicht ein bisschen freundlicher anziehen können, um es Milan leichter zu machen? Der Unterschied zwischen seinem und Claras Kleidungsstil hätte jedenfalls größer nicht sein können. Genauso steif wie sein Aufzug waren auch seine Gesichtszüge. Ich zog demonstrativ die Mundwinkel nach oben, erhielt jedoch keinerlei Reaktion.

Hinter Antoine Delatour kam eine ältere Frau die Treppe hinauf. Seine Mutter. Porco cane! Ihr Aussehen entsprach voll und ganz dem Ruf, der ihr vorausgeeilt war. Sie war eine dünne, elegant gekleidete Frau mit Bauschaumfrisur, die uns mit zusammengekniffenen Lippen musterte. Hätte sie nicht wenigstens rein äußerlich vom Typ »liebenswürdige Großmutter« sein können? Milan wich instinktiv einen Schritt zurück.

»Lächelt doch wenigstens!«, flehte ich im Stillen. Am liebsten hätte ich Mutter und Sohn gepackt und kräftig durchgeschüttelt.

Als Letzte erklimmte Frau Müller vom Jugendamt die Stufen. Wie immer keuchte sie wie eine Dampflok, als sie oben ankam. Der Stoff ihrer wallenden geblühten Bluse hob und senkte sich im schnellen Rhythmus ihres Atems. Sie schenkte Milan ein aufrichtiges und warmherziges Lächeln, für das ich ihr unendlich dankbar war, und schüttelte mir die Hand.

»Milan, Frau Bernadi«, sagte Frau Müller. »Darf ich vorstellen? Antoine Delatour und seine Mutter Waltraud Delatour.«

Antoine Delatour streckte Milan die Hand entgegen, der senkte jedoch den Kopf und presste die Hände an die Seiten, woraufhin sein Vater die Hand wieder sinken ließ und mir schweigend zunickte. Ich nahm an, er wusste von Frau Müller, dass Milan seit Claras Tod mit mir nur das Nötigste und im Beisein anderer überhaupt nicht sprach. Selektiver Mutismus, so der Fachbegriff.

Waltraud Delatour versuchte es erst gar nicht bei Milan, sondern reichte gleich mir die Hand – oder besser gesagt ihre schlaffen Finger, was wohl vornehm sein sollte, mich jedoch an einen toten Fisch erinnerte. Erneut widerstand ich dem Impuls, ihnen die Tür vor der Nase zuzuschlagen.

»Hier entlang.« Ich führte unseren Besuch an meinen kleinen Esstisch und bot Kaffee an, den die beiden Frauen dankend

annahmen, während Antoine Delatour wortlos ablehnte und Milan anstarrte, der ihm mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern gegenüberhockte. Waltraud Delatour saß mit kerzengeradem Rücken neben ihrem Sohn, nahm mit abschätzigem Blick meine Wohnung in Augenschein und spreizte allen Ernstes den kleinen Finger ab, während sie an ihrer Tasse nippte. Ich unterdrückte einen hysterischen Lacher, der sich den Weg durch meine Kehle zu bahnen drohte.

»Milan«, begann Frau Müller schließlich. »Du weißt ja bereits, dass Herr Delatour dein Vater ist. Er und deine Großmutter sind heute den weiten Weg hierhergekommen, um dich kennenzulernen.«

Keine Reaktion.

»Wir wissen, dass das alles andere als leicht für dich ist«, setzte sie erneut an. »Aber dein Vater hat das Sorgerecht für dich und möchte, dass du in Zukunft bei ihm lebst.«

Milan warf mir einen verängstigten Blick zu, und ich legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. Dass er über kurz oder lang zu seinem Vater an den Bodensee ziehen musste, stand fest. Frau Müller und ich hatten dafür allerdings einen ganz anderen Fahrplan vorgesehen als Waltraud und Antoine Delatour, und wir hofften, sie trotz ihrer bisherigen mangelnden Kompromissbereitschaft davon zu überzeugen, Milan eine wesentlich längere Übergangsfrist zuzugestehen, in der sich Vater und Sohn in Ruhe kennenlernen konnten.

Ungeduldig schaltete Waltraud Delatour sich ein. »Wir haben dir ein Geschenk mitgebracht.« Aus einer Papiertüte, die neben ihr auf dem Boden stand, zog sie einen großen Karton hervor. »Wir haben gehört, dass du Lego magst.«

Noch vor ein paar Wochen wäre Milan angesichts des Geschenks in wahre Begeisterungstürme ausgebrochen, jetzt

jedoch wanderte sein Blick erneut zu mir. Mit einem Ausdruck ungläubigen Entsetzens schüttelte er abwehrend den Kopf, sprang auf und lief aus dem Zimmer.

»Wir dachten, du würdest dich freuen!«, rief seine Großmutter ihm nach.

Die Tür des Gästezimmers fiel mit einem lauten Knall ins Schloss.

Ich rollte innerlich mit den Augen. Hielten sie Milan für so oberflächlich, dass er sich mit Spielzeug kaufen ließ? »Bitte entschuldigen Sie mich kurz«, sagte ich und folgte dem Jungen.

Milan hatte sich aufs Bett geworfen, Kopfhörer aufgesetzt und war gerade dabei, eine Hörbuch-CD in seinen tragbaren CD-Player einzulegen. Die Geschichten waren sein Zufluchtsort, wann immer ihm alles zu viel wurde. Als er mich hörte, hielt er in seiner Bewegung inne. Ich setzte mich neben ihn auf die Bettkante.

»Hör zu, Milan, das war zugegebenermaßen ein ganz plumper Versuch von dieser Waltraud und ein ganz blöder Start, aber du weißt, dass ich und Frau Müller alles versuchen werden, um die beiden umzustimmen.«

Keine Reaktion. Ich fühlte mich hin- und hergerissen zwischen meiner Sorge um Milan und dem wichtigen Gespräch, das es zu Ende zu bringen galt.

»Du kannst von mir aus hierbleiben«, gab ich mir schließlich einen Ruck. »aber ich muss zurück ins Wohnzimmer, auch wenn es mir schwerfällt. Wir müssen das heute klären, wo die beiden hier sind!«

Milan starrte an die Decke, gab mir jedoch mit einem stummen Nicken sein Okay und drückte dann die Abspieltaste seines CD-Players.

»Ich bin, so schnell es geht, wieder da!«, versprach ich und

strich ihm ermutigend über den Kopf, bevor ich schweren Herzens das Zimmer wieder verließ.

Waltraud Delatour quittierte meine Rückkehr ins Wohnzimmer mit einem finsternen Blick, während ihr Sohn mit abwesender Miene das gerahmte Foto von Clara, Milan und mir betrachtete, das ihm gegenüber an der Wand hing. So langsam gelangte ich zu der Überzeugung, dass Clara völlig recht gehabt hatte und es besser wäre, wenn Antoine Delatour sich auch in Zukunft aus Milans Leben heraushielt!

»Sind Sie sicher, dass wir das Gespräch fortsetzen können?«, fragte mich Frau Müller besorgt.

Ich nickte und sah ihr fest in die Augen, um sie an das Versprechen zu erinnern, das sie Milan und mir gegeben hatte. Wir hatten keine Zeit zu verlieren!

Sie deutete ein Nicken an und begann an die Delatours gerichtet zu sprechen:

»Wie Sie sehen und nicht anders zu erwarten, macht der Junge eine sehr schwere Zeit durch. Sie beide sind für ihn Fremde. Deshalb möchte ich Ihnen trotz Sorgerecht noch einmal dringend empfehlen, Milan vorerst in seiner vertrauten Umgebung zu lassen. Frau Bernadi kennt den Jungen seit mehreren Jahren und hat sich bereits vor dem Tod seiner Mutter regelmäßig um ihn gekümmert.«

Waltraud Delatour schnaubte entrüstet. »Frau Müller, das ist doch wohl nicht Ihr Ernst? Frau Bernadi ist wohl kaum für diese Aufgabe qualifiziert. Wir haben alles für Milan vorbereitet. Bei uns wird er in einem großen, schönen Haus wohnen, und die fähigsten Ärzte und Pädagogen werden sich um ihn kümmern. Dem Jungen wird es an nichts fehlen, das garantiere ich Ihnen!«

Ungläubig starrte ich Waltraud Delatour an. »Als ob du eine Ahnung hättest, was Milan braucht«, schoss es mir durch den

Kopf.

»Dennoch wäre es am besten, wenn Sie und Herr Delatour Milan über einen längeren Zeitraum regelmäßig besuchten und sich so langsam annäh ...«

»Ich bitte Sie!«, fuhr Waltraud Delatour erbost dazwischen. »Das haben wir am Telefon doch schon besprochen. Mein Sohn hat keine Zeit für solche Spielchen! Er ist ein vielbeschäftigter Mann und kann nicht jedes Wochenende durch halb Deutschland fahren! Wir sind Milans nächste Verwandte! Der Junge gehört zu uns!«

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt. Wie bitte? Spielchen? Das hier war doch kein Spiel! Es ging um die seelische Gesundheit ihres Enkelkinds! Frau Müller hatte ja bereits angedeutet, dass die Delatours nicht gesprächsbereit waren, aber diese Worte schlugen dem Fass den Boden aus. Hilfe suchend schaute ich zu Antoine Delatour hinüber, der noch immer gedankenverloren das Foto an der Wand anstarrte. Dem Gespräch schien er überhaupt nicht zu folgen! Seine Teilnahmslosigkeit gepaart mit den italienischen Genen, die ich von meinem Vater geerbt hatte, ließen meinen Puls weiter in die Höhe schnellen.

»Herr Delatour!«, versuchte ich ihn wachzurütteln. »Herr Delatour!«

Endlich löste er seinen Blick von dem Foto und sah mich desorientiert an. Das konnte doch alles nicht wahr sein! Am liebsten hätte ich ihn am Kragen gepackt.

Ungehalten fuhr ich fort: »Milan ist Ihr Sohn! Als Vater sollte sein Wohl für Sie an erster Stelle stehen! Er hat gerade seine Mutter verloren! Sie können doch nicht allen Ernstes glauben, es sei das Beste, ihn aus seiner gewohnten Umgebung zu reißen!«

»Was erlauben Sie sich?«, rief seine Mutter empört. »Ich sagte bereits, dass es Milan bei uns an nichts fehlen wird!«

»Halten Sie sich da raus!«, blaffte ich sie wütend an. Wie konnte man nur so borniert sein?

»Antoine«, zischte Waltraud Delatour.

Antoine Delatour schaute erst mich und dann seine Mutter an. Der Anflug eines Stirnrunzelns erschien auf seinem Gesicht, verschwand jedoch rasch wieder. Dann öffnete sich sein Mund zum allerersten Mal. »Es tut mir leid, Frau Bernadi, aber meines Wissens ist alles bereits besprochen.«

Bäm!

Seine Stimme traf mich wie ein Schlag mit dem Hammer. Sie klang dunkel und samtig und ging mir durch Mark und Bein. Im Geiste stampfte ich wie Rumpelstilzchen mit dem Fuß auf, um das honigsüße Gefühl abzuschütteln, das sie in mir hervorrief. Ich starrte ihn an, bis mein Gehirn die Bedeutung seiner Worte registriert hatte und neue Wut wie heiße Lava durch meine Adern schoss.

Bevor ich etwas sagen konnte, fuhr er fort: »Milan soll Ende nächster Woche zu uns kommen.«

Wutentbrannt sprang ich auf und stützte mich mit beiden Händen auf der Tischplatte ab. Zeit, meine letzte Karte auszuspielen. Ich hatte gehofft, sie nicht ziehen zu müssen, mir blieb jedoch nichts anderes übrig. Ich schrie: »Glauben Sie ja nicht, dass ich da einfach so mitmache! Ich werde Milan bestimmt nicht allein lassen! Wenn Sie nicht zu uns kommen wollen, werde ich zu Ihnen kommen! Wenn es sein muss, campiere ich in Ihrem Garten! Ich ...«

»Frau Bernadi!« Frau Müller legte mir die Hand auf den Arm. »Beruhigen Sie sich!«

Ach, die war ja auch noch da. Hatte sie nicht versprochen, mir zu helfen?

»Ich will mich aber nicht beruhigen!«, keifte ich sie an. »Ihnen

mögen ja die Hände gebunden sein, ich werde allerdings nicht tatenlos zusehen, wie ...«

»Frau Bernadi«, wurde ich schon wieder unterbrochen, dieses Mal von Samtstimme.

Mit funkelnden Augen nahm ich ihn ins Visier. Zu meiner Überraschung entdeckte ich zum ersten Mal so etwas wie Interesse in seinem Gesicht.

»Wäre das denn eine Option?«, fragte er schnell. »Ich meine, dass Sie mit nach Konstanz kämen? Sind Sie nicht beruflich und ... äh ... privat hier gebunden?«

»Antoine!«, zischte seine Mutter. »Wir brauchen ihre Hilfe nicht!«

»Mutter«, wies er ihren Protest ab und sah mich auf eine Antwort wartend an.

»Ja, das wäre eine Option«, erwiderte ich schon etwas ruhiger. »Ich arbeite freiberuflich als Übersetzerin. Das kann ich von überall aus machen. Ich brauche nur meinen Laptop, ein paar Bücher und einen WLAN-Anschluss. Ach ja, und ab und zu einen Drucker.« Dass ich Single war, ging ihn nun wirklich nichts an.

»WLAN und Drucker sind kein Problem. Den Rest müssten Sie selbst mitbringen«, sagte Antoine Delatour. »Ich würde es sehr begrüßen, wenn Sie Milan begleiten. In meinem Haus ist genug Platz. Im Dachgeschoss habe ich eine kleine Wohnung, die leer steht. Dort hätten Sie Ihr eigenes Reich. Selbstverständlich dürfen Sie mit Milan auch die anderen Räume im Haus nutzen und sind eingeladen, mit uns zu essen.«

Ich schwieg, nicht weil ich über das Angebot nachdenken musste, sondern weil ich mit weiterer Gegenwehr gerechnet hatte. Waltraud Delatour betrachtete mich zwar unverhohlen feindselig, hielt jedoch den Mund.

»Einverstanden«, besiegelte ich unsere Abmachung und gab

Antoine Delatour die Hand.

• • •

»Es tut mir leid, Frau Bernadi, mehr konnte ich nicht tun«, sagte Frau Müller, bevor sie sich ein paar Minuten nach den Delatours von mir verabschiedete. »Umso mehr freut es mich, dass Sie den Kompromiss gefunden haben und Milan begleiten werden. Auf Wiedersehen und alles Gute! Sie werden das schon schaffen.«

»Du hast gut reden«, dachte ich, während ich seufzend die Tür hinter ihr schloss. »Du musst ja auch nicht fortan mit diesen gefühlskalten Snobs unter einem Dach leben!«

Niedergeschlagen ging ich zu Milan, der noch immer auf meinem Gästebett lag.

»Sie sind weg«, sagte ich sanft und setzte mich zu ihm.

Ängstlich sah er mich an. Ich schüttelte kaum merklich den Kopf. Der Junge verstand sofort und umschlang mich so fest mit den Armen, dass mir die Luft wegblieb. Leise fing er an zu schluchzen und ohne es zu wollen, traten auch mir Tränen in die Augen. Tröstend erwiderte ich seine Umarmung.

»Es ist nicht ganz so schlimm, wie du denkst«, murmelte ich. »Du wirst zwar zu deinem Vater ziehen müssen, aber wir bleiben zusammen. Ich werde dich begleiten und bei euch wohnen bleiben, solange du mich brauchst.«

Nur allzu gern hätte ich hinzugefügt, dass es bei den Delatours bestimmt nicht so schlimm werden würde, doch dafür sprach nun wirklich überhaupt nichts.

»Ach, Clara!«, dachte ich verzweifelt, während Milan weiter schluchzte. Was sie wohl sagen würde, wenn sie uns heulend auf dem Bett sitzen sähe? Clara, die nie den Mut verlor. Clara, die für jedes Problem eine Lösung gehabt hatte. Clara, die stets genau

gewusst hatte, was richtig und falsch war, und mit allen Konsequenzen für eine Sache gekämpft hatte, von der sie überzeugt gewesen war.

»Scheiße, Clara, ich bin einfach nicht du!«, schrie eine Stimme in meinem Kopf. »Was soll ich nur tun?« Plötzlich erschien mir die Last, die sie mir wenn auch unfreiwillig aufgebürdet hatte, überwältigend.

Zum wiederholten Mal fragte ich mich, was zwischen Clara und Antoine Delatour gewesen war? Waren die beiden ein Paar gewesen, oder war Milan das unbeabsichtigte Ergebnis einer kurzen Affäre? Warum wollte Antoine Delatour sich plötzlich um Milan kümmern, wo er doch in der Vergangenheit keinerlei Interesse an seinem Sohn gezeigt hatte, sonst wäre es für ihn als Anwalt doch sicher ein Klacks gewesen, geteiltes Sorgerecht einzufordern? War es Pflichtgefühl, schlechtes Gewissen? War das Geld auf Milans Konto möglicherweise nur der Versuch gewesen, sich freizukaufen und sich aus der Verantwortung zu ziehen? War Clara deshalb so schlecht auf Antoine Delatour zu sprechen gewesen? Hatte sie deshalb das Geld nie angerührt, obwohl sie es gut hätte brauchen können, um im Job kürzerzutreten oder sich eine bessere Wohnung zu nehmen? Oder hatte Antoine Delatour etwas anderes, ihrer Meinung nach Unverzeihliches getan? Da hatte Clara rigoros sein können. Aber warum hatte sie dann nicht verfügt, was mit Milan geschehen soll, falls ihr etwas zustößt? Warum, Clara, warum? Dass er doch bei seinem Vater landen würde, hatte sie wohl kaum gewollt, oder? Hatte sie den Gedanken, ihr könnte etwas passieren, wie so viele Menschen geflüssentlich verdrängt? Ähnlich sah ihr das nicht, denn sie war eine Frau gewesen, die den Tatsachen ins Auge blickte. In ihren Unterlagen war dennoch nicht der kleinste Hinweis auf eine Verfügung gefunden worden.

Während mir Tränen der Wut und Verzweiflung übers Gesicht rannen, strich ich Milan über den hellblonden Haarschopf und spürte, wie seine Schluchzer langsam verebhten. Ich ließ ihn zurück auf die Matratze sinken und beobachtete, wie sein Atem ruhiger und seine Lider schwer wurden. Kein Wunder, dass er müde war. Ich fühlte mich selbst völlig ausgelaugt und hätte mich am liebsten neben ihn gelegt, es war jedoch erst kurz nach sechs, und ich musste noch einen Auftrag fertig übersetzen, den ich einem langjährigen Auftraggeber zuliebe angenommen hatte.

Und morgen musste ich anfangen, Claras Wohnung auszuräumen, eine Sache, die ich bisher erfolgreich vor mir hergeschoben hatte. Die neuen Mieter kamen ja auch erst in vier Wochen. Diese blöden Delatours brachten einfach alles durcheinander!

Im Bad wusch ich mir mein verheultes Gesicht mit kaltem Wasser. Dann fuhr ich meinen Laptop hoch und gab kurz entschlossen »Antoine Delatour« in die Suchmaschine ein. Außer auf der Website seiner Anwaltskanzlei war nicht viel über ihn zu finden.

Ich erfuhr, dass die Kanzlei Anfang der Fünfzigerjahre von Antoines Großvater Alain Delatour Senior gegründet worden war. Er entstammte einer Juristenfamilie mit französisch-schweizerischen Wurzeln. Aufgrund einer Erkrankung war er im Zweiten Weltkrieg nicht eingezogen worden und stattdessen Mitglied der Résistance geworden. Nach dem Krieg hatte er zunächst am Aufbau der Zivilverwaltung in der französischen Besatzungszone mitgewirkt und war in Konstanz hängen geblieben, wo er sich als Anwalt niederließ. Antoines Vater Alain Junior war Ende der Siebziger in die Kanzlei eingestiegen und hatte sie ein paar Jahre später übernommen. Nach seinem plötzlichen Tod war sie mehrere Jahre lang kommissarisch von zwei Partnern geleitet worden, bis sein Sohn Antoine sie schließlich übernommen hatte. Wenn man

den Informationen auf der Website glauben durfte, war die Kanzlei eine der Top-Adressen für deutsch-schweizerische Verträge.

Unter »Rechtsanwälte« klickte ich auf Antoine Delatours Profil. Auf dem Schwarz-Weiß-Foto, das meine Aufmerksamkeit als Erstes auf sich zog, trug er keinen Bart, was sein Gesicht noch markanter wirken ließ. In dem Versuch eines Lächelns zog er die Mundwinkel nach oben. Seine Augen erreichte es nicht. Dafür wirkte er sehr seriös, was in seinem Job vermutlich unerlässlich war. Ich klickte auf das Foto, und wie erwartet öffnete sich eine größere Ansicht davon. Obwohl Antoine Delatours Augen lediglich in einem wässrigen Hellgrau erschienen, spürte ich unverzüglich ihre Sogwirkung. Ähnlich irritiert wie am Nachmittag schloss ich die Ansicht wieder und scannte stattdessen seinen Lebenslauf.

Er war fünfunddreißig, genauso alt wie Clara und drei Jahre älter als ich. Er hatte in Lausanne und Heidelberg studiert und anschließend sein Referendariat in Mannheim und Konstanz absolviert.

Das legte zumindest nahe, wo Clara und er sich kennengelernt hatten, denn Clara hatte ebenfalls in Heidelberg studiert und nach dem Abschluss dort ihre erste Stelle angetreten. Das war gut zehn Jahre her, wenn ich mich recht erinnerte. Als Milan drei Jahre alt gewesen war, war sie zurück in ihre Heimatstadt im Ruhrgebiet gezogen und meine Nachbarin geworden.

Ein letztes Mal wandte ich mich Antoine Delatours Website zu. Die Liste seiner juristischen Publikationen bildete den Abschluss seines Lebenslaufs. Sie war lang, sehr lang.

»Dafür bist du emotional verblödet«, schnauzte ich noch immer leicht irritiert sein Foto an, bevor ich mein Textverarbeitungsprogramm öffnete.

Antoine



Zum wiederholten Mal löste ich den Blick kurz von der Fahrbahn, um ihn auf Mutter zu richten. Sie hatte bereits seit geraumer Zeit die Augen geschlossen, aber erst jetzt verriet mir ihr leicht geöffneter Mund, dass sie eingeschlafen war. Der Verkehr hatte sich deutlich gelichtet, seit wir Köln hinter uns gelassen hatten. Ich erhöhte den Tempomat um zwanzig Stundenkilometer und befahl meinem Handy, das neueste Album der Red Hot Chili Peppers abzuspielen. Unwillkürlich begann mein Daumen im Rhythmus von Fleas Bass auf das Lenkrad zu trommeln. Wie gerne hätte ich die Musik bis zum Anschlag aufgedreht, um das Gedankenkarussell in meinem Kopf zum Stillstand zu bringen.

Was für ein beschissener Nachmittag! Ich hatte mich zu einer kapitalen Fehlentscheidung hinreißen lassen! Zum Glück hatte mir Sofia Bernadi in letzter Sekunde einen Rettungsanker zugeworfen, der hoffentlich größeren Schaden abwenden würde! Was hatte ich mir bloß dabei gedacht, Mutter nachzugeben und Milan derart überstürzt zu mir zu holen?

Dass das eine dumme Idee war, war mir in dem Moment klar geworden, als ich in meinem blöden Anzug, den ich noch wegen eines vorangegangenen Geschäftstermins trug, den Treppenan-satz erreicht und einen ersten Blick auf den Jungen geworfen hatte. Plötzlich hatte das zweidimensionale fröhliche Kind von den Fotos, die das Jugendamt mir geschickt hatte, die Form eines traurigen, verängstigten kleinen Menschen angenommen, für den ich bald die Verantwortung tragen sollte! Die Panik darüber hatte mich wie ein Sprung in eiskaltes Wasser erstarren lassen. In

diesem Augenblick hätte ich alles dafür gegeben, die Zeit um ein paar Tage zurückdrehen zu können.

Aber es sollte noch dicker kommen, und zwar in Form der Fotos, die in Sofia Bernadis Wohnung hingen! Bei ihrem Anblick waren die Erinnerungen an Clara wie eine riesige Welle über mich hereingebrochen. Die Fotos zeigten fröhliche, unbeschwert wirkende Momente, die mir nur allzu deutlich vor Augen geführt hatten, was Clara mir vorenthalten hatte. Die kalte Panik hatte sich daraufhin mit heißer Wut vermischt und sich gemeinsam mit ihr einen Weg an die Oberfläche zu bahnen versucht. Die Intensität dieser Gefühle war so erschreckend hoch gewesen, dass der Versuch, sie in Schach zu halten, meine ungeteilte Aufmerksamkeit beansprucht hatte. Nie und nimmer hätte ich gedacht, dass ich zu solch intensiven Gefühlen überhaupt noch in der Lage war! Schließlich hatte ich die Fähigkeit, nichts und niemanden an mich heranzulassen, über Jahre hinweg perfektioniert, genau genommen seit Clara mich aus ihrem und Milans Leben verbannt hatte.

Schon der Anruf des Jugendamts hatte mich deutlich mehr aus der Bahn geworfen, als mir lieb gewesen war. Clara war tot! Und ich hatte das Sorgerecht für Milan! Dabei hatte ich keine Ahnung von Kindern, schon gar nicht von traumatisierten Kindern, die seit dem Tod ihrer Mutter nicht mehr sprachen! Der Junge war ein Fremder für mich – und ich für ihn! Bevor ich Gelegenheit hatte, darüber in Panik zu geraten, hatte ich von Frau Müller erfahren, dass Milan derzeit bei einer Nachbarin untergebracht war, die sich von klein auf mit um ihn gekümmert hatte, und dass sie mir riet, Milan fürs Erste bei Sofia Bernadi zu lassen. Ich hielt den Vorschlag für eine sehr gute Idee. Sicher würde es Milan guttun, in seiner gewohnten Umgebung zu bleiben, und ich würde Zeit gewinnen, die Sache rational zu betrachten und

die beste Lösung für alle zu finden.

Aber ich hatte meine Rechnung ohne Mutter gemacht. Als sie vor zehn Jahren von Claras Schwangerschaft erfahren hatte, war ihr erster Gedanke gewesen, dass Clara mir ein Kind andrehen wollte, weil sie auf eine gute Partie aus war. Für solch ein Baby hatte sie sich null interessiert. Als Clara mich nach der Geburt verließ, sah sie ihre Vermutung bestätigt. Dabei hatte Clara mir gegenüber nie finanzielle Ansprüche geltend gemacht. Den monatlichen Betrag, den ich auf Milans Konto überwies, stellte ich freiwillig zur Verfügung. Wenn ich ihm schon kein Vater sein durfte, wollte ich wenigstens, dass es ihm finanziell gut ging. Wie sich herausgestellt hat, hatte Clara das Geld nicht angerührt! Konsequenz bis zum Schluss.

Mit Claras Tod war Mutters Interesse an ihrem Enkelsohn jedoch schlagartig erwacht. Milan war über Nacht zum offiziellen Stammhalter aufgestiegen und musste unbedingt fortan bei uns wohnen, und zwar so rasch wie möglich. Einerseits konnte ich Mutter verstehen, denn sie war nicht mehr die Jüngste und weder bei meinen Brüdern noch bei mir war weiterer Nachwuchs in Sicht, andererseits konnte ich nicht nachvollziehen, warum sie es derart eilig hatte. Ich hatte dagegegehalten, dass noch Jahre vergehen würden, bis er so alt war, dass er in meine Fußstapfen treten und die Kanzlei übernehmen konnte, denn das war der Sinn und Zweck eines Delatour'schen Stammhalters, wie ich aus eigener Erfahrung nur allzu gut wusste. Da konnten wir Milan doch ruhig die vom Jugendamt angeratene Übergangszeit zugestehen, oder?

Den Grund für ihre Überstürzung hatte sie mir nach einer besonders erbitterten Diskussion über Milans Zukunft unter Tränen offenbart. Er hatte mir den zweiten Schock innerhalb weniger Tage beschert. Mutter hatte ganz genau gewusst, dass ich ihrem

Wunsch nun nichts mehr entgegenzustellen hatte, und mir eröffnet, dass sie in weiser Voraussicht bereits eine Reihe von Fakten geschaffen hatte: Sie hatte bei der besten Kinderpsychologin im Landkreis einen Platz für Milan ergattert sowie eine französischsprachige Kinderfrau mit Pädagogik-Diplom gefunden, die sich um Milan kümmern würde. Außerdem sei sie sicher, dass Milan nach den Ferien problemlos einen Platz an der Burgschule erhalten würde, denn dort würde derzeit dringend ein neues Klavier für den Musikunterricht benötigt. Milan sei folglich bestens versorgt, und ich brauchte mir keine Sorgen zu machen. Das mit dem Jugendamt und Frau Bernadi würde sie schon regeln. Über kurz oder lang würde er sowieso zu uns kommen. Ich war so überumpelt, dass ich meine Zustimmung gab, und immer wenn seither das ungute Gefühl über diese Entscheidung an mir genagt hatte, hatte ich es mit dem Gedanken an Frau Prof. Dr. Holzapfel und Madame Legrand niedergekämpft und mich in die Arbeit gestürzt, von der ich wie immer reichlich hatte. Zu diesem Zeitpunkt war auf meine Verdrängungsmechanismen wenigstens noch Verlass gewesen, ganz im Gegensatz zu heute.

Als es Sofia Bernadi endlich gelungen war, mich aus meiner Starre zu reißen, hatte ich keine Ahnung gehabt, worüber die drei Frauen genau gesprochen hatten. Milans Abgang hatte nicht gerade zur Linderung meiner Panik beigetragen. Verwundert hatte ich festgestellt, dass Sofia Bernadi nun doch dagegen war, dass Milan zu uns kam, obwohl Mutter mir das Gegenteil versichert hatte. Ganz automatisch hatte ich mich daher zunächst auf ihre Seite gestellt, doch als die Wut in Sofia Bernadis Augen aufgelodert war und sich dieses Persönchen wie eine Furie vor uns aufgebaut hatte, war mir klar geworden, dass die Angelegenheit möglicherweise nur in Mutters einseitiger Wahrnehmung geklärt gewesen war. Zum Glück war ich am Ende geistesgegenwärtig

genug gewesen, Sofia Bernadis uneigennütziges Angebot trotz Mutters Protesten anzunehmen.

»Was für ein formidabler Auftritt«, dachte ich rückblickend. Sofia Bernadis zierliche Gestalt hatte komplett unter Strom gestanden. Wenn es physikalisch möglich wäre, wären aus den pechschwarzen Haarsträhnen, die sich aus ihrem Pferdeschwanz gelöst hatten, sicher Funken gesprüht!

Auch wenn eine derart überbordende Emotionalität ganz und gar nicht mein Ding war, war ich froh, sie an Bord zu haben. Sie hatte offensichtlich kein Problem damit, Mutter und mir die Meinung zu geigen und sogar die Zelte in ihrer Heimat abzurechen, um den Jungen zu begleiten. Es war beruhigend zu wissen, wie sehr Milan ihr am Herzen lag. Es musste schön sein, jemanden wie Sofia Bernadi zu haben, der für einen durchs Feuer ging ...

Was zum Geier? Hatte ich das wirklich gerade gedacht? Woher kam diese Gefühlsduselei plötzlich? Ich musste mich dringend wieder in den Griff kriegen. Mein Schutzwall durfte auf keinen Fall Risse bekommen, durch die irrationale Sehnsüchte wie diese eindringen konnten! Wozu das führen konnte, hatte ich am eigenen Leib erlebt. Stattdessen sollte ich lieber gut aufpassen, dass Sofia Bernadis Art mein Leben nicht mehr als unbedingt notwendig auf den Kopf stellte.

»Aber ...«, flüsterte eine kleine Stimme in meinem Kopf, der ich augenblicklich zu schweigen gebot.

Genervt öffnete ich das Handschuhfach und zog die Kopfhörer hervor, die ich dort deponiert hatte. Ich steckte sie mir in die Ohren, stöpselte den Anschluss in mein Handy und erhöhte die Lautstärke, bis die Musik meinen Kopf voll und ganz ausfüllte.

2

Sofia



»Du gehst mit an den Bodensee! Das ist doch schön!«, sagte meine Mutter, nachdem ich ihr am nächsten Morgen am Telefon die Neuigkeiten verkündet hatte. »Jetzt wird sicher alles gut.«

»Wie soll das denn gehen, Mama?«, fragte ich aufgebracht. »Hast du nicht zugehört? Der Typ hat einen schwarzen Anzug getragen und wie ein ferngesteuerter Zombie an meinem Tisch gegessen! Für Milan hatte er weder ein Lächeln noch ein freundliches Wort übrig. Das ist doch nicht normal!«

»Was ist an der ganzen Situation schon normal?«, gab meine Mutter zu bedenken. »Etwa unter diesen Umständen seinem Sohn zum ersten Mal zu begegnen?«

»Einem Sohn, an dem man bisher nicht das geringste Interesse gezeigt hat.«

»Das weißt du nicht mit absoluter Sicherheit, solange du nicht die ganze Geschichte kennst.«

»Ganz ehrlich, Mama, die ist mir ziemlich egal«, erwiderte ich genervt. »Nach dem gestrigen Treffen kann ich Clara voll und ganz verstehen. Einfühlungsvermögen und Mitgefühl scheinen für Antoine Delatour Fremdwörter zu sein, von seiner Mutter ganz schweigen! Wie kannst du ihn auch noch in Schutz nehmen?«

»Ich möchte dich lediglich ermutigen, hinter seine Fassade zu schauen und ihm eine Chance zu geben. Vielleicht hat er wirklich

ein Empathieproblem – so wie du seine Mutter beschreibst, wäre das kein Wunder – vielleicht steht er aber auch nur unter Schock, genau wie Milan. So oder so sollten wir versuchen, ihm zu helfen. Wie wäre es, wenn ich ihm eine Mischung ansetze und sie dir am Freitag mitbringe?»

Ich verdrehte die Augen. Nachdem meine beiden Brüder, meine Schwester und ich, das Nesthäkchen, aus dem Haus gewesen waren, hatte meine Mutter eine Ausbildung zur Heilpraktikerin mit Schwerpunkt Bachblütentherapie absolviert – sehr zum Leidwesen meines Vaters, der eine Autowerkstatt führte und mit dem »Esoterikkram« nichts zu tun haben wollte.

»Soll ich ihm das Zeug etwa in den Tee kippen wie du bei Papa?»

»Wenn Herr Delatour Tee trinkt, wäre das eine wunderbare Möglich ...«

»Mama, das war ein Scherz!«

»Sofia, eine Bachblütenmischung könnte Herrn Delatour nicht nur helfen, den Schock über seine neue Lebenssituation, sondern auch seine emotionale Blockade zu überwinden. Und wenn es nicht wirkt, hast du es wenigstens versucht. Denk an Milan.«

Ich seufzte. Meine Mutter war schlau. Sie wusste, dass ich für Milan alles tun würde.

»Also gut, bring das Zeug mit. Ich werde versuchen, es ihm unterzujubeln.«

Ich stellte mir vor, wie ich auf Antoine Delatour zuging und sagte: »Meine Mutter und ich sind der Meinung, dass Sie lernen müssen, Gefühle zuzulassen. Nehmen sie hiervon viermal täglich vier Tropfen. Das wird Ihnen helfen.« Bei dem Gedanken daran zogen sich meine Eingeweide zusammen. Vielleicht trank er ja abends einen Whiskey. Der würde den Geschmack der Bachblü-

tenauszüge besser als Tee überdecken.

»Ich muss Schluss machen, Sofia«, unterbrach meine Mutter meinen Gedankenstrom. »Die Praxis öffnet gleich. Wir reden Freitag weiter!«

»Ist gut Mama. Denkst du bitte auch an Milans Mischung?«

»Natürlich, mia cara! Andrà tutto bene! Ciao!«

Seufzend legte ich das Telefon auf die Station. Als wenn nicht alles schon schlimm genug wäre, gab es jetzt keine Ausrede mehr, das Ausräumen von Claras Wohnung weiter vor mir herzuschieben. Schweren Herzens nahm ich ihren Wohnungsschlüssel vom Schlüsselbrett und ging nach nebenan.

Kaum hatte ich den Flur ihrer Wohnung betreten, traf mich ihre Präsenz mit voller Wucht. Die bunten Tücher an der Garderobe, das Sammelsurium an Schuhen im offenen Schuhregal, die gerahmten Fotos einiger Landschaftsaufnahmen, die Clara selbst gemacht hatte. Bei einigen Aufnahmen war ich dabei gewesen, und ich hielt kurz inne, um sie vor meinem inneren Auge Revue passieren zu lassen. Die Kanutour, auf der wir kaum einer Menschenseele, dafür aber jeder Menge Tiere begegnet waren – von Libellen über Enten bis hin zu ein paar Hochlandrindern, die auf einer Weide am Ufer gegrast hatten. Die Wanderung zu einer Burgruine, bei der Milan mit seinem Freund Emil auf den Überresten der Mauern herumgeklettert war – gut, dass Emils Mutter nicht dabei gewesen war. Die Schlittenfahrt, bei der Clara und Milan aus der Kurve geflogen und im tiefen Schnee gelandet waren. Was waren wir sorgenfrei und fröhlich gewesen. Es kam mir vor, als wären seither Jahrzehnte vergangen.

Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht und nahm schweren Herzens den ersten Umzugskarton von dem Stapel im Wohnzimmer. Einen Teil von Claras Sachen würden wir mitnehmen, einen weiteren Teil der Flüchtlingshilfe spenden, für die Clara

sich ehrenamtlich engagiert hatte, und einen dritten Teil für später einlagern. Am einfachsten war es, mit Milans Zimmer anzufangen. Seine Sachen kamen alle mit in sein neues Zuhause.

Gegen Nachmittag hatte ich Milans Hab und Gut vollständig verpackt und seine Möbel so weit wie möglich abgebaut. Ich holte ihn von der Schule ab, er verkroch sich in meinem Gästezimmer, hörte Hörbücher und baute Lego, wir aßen zu Abend, sahen uns eine Kinderserie an, ich brachte Milan zu Bett, wir weinten eine Weile, ich setzte mich mit einer Tasse Tee an den Laptop, beantwortete E-Mails und ging schließlich selbst schlafen. Auf diese Weise verliefen seit geraumer Zeit fast all unsere Tage.

Da Milan und ich ein wenig Abwechslung von dieser Routine gut brauchen konnten und dank der Unterstützung meiner Mutter am Freitagnachmittag nur noch Claras Zimmer übrig war, fuhren wir übers Wochenende mit ihr nach Hause an den Niederrhein.

Dort nahm mein Vater Milan mit in seine Werkstatt und schraubte mit ihm an ein paar alten Autos, später lud das Juliwetter zu einem Besuch im Freibad ein. Am Sonntag grillten wir mit der ganzen Familie: meinem ältesten Bruder Luca, seiner Frau und seinen beiden Söhnen, meinem Bruder Timoteo, allein, da frisch geschieden, meiner Schwester Emilia und ihrem Verlobten Tobias und natürlich meiner Mutter Helga und meinem Vater Francesco. Wie immer bei solchen Treffen ging es ziemlich laut und turbulent zu. Milan spielte mit meinen Neffen und ein paar Jungen aus der Nachbarschaft Fußball und wirkte entspannter als zu Hause. Vielleicht würde ihm der Aufenthalt am Bodensee ja guttun, weil wir nicht ständig und überall an Clara erinnert wurden. Auf andere zuzugehen und neue Freundschaften zu knüpfen, war Milan schon immer leichtgefallen.

»Ich habe mir diesen Antoine Delatour im Internet angese-

hen«, riss meine Schwester mich aus meinen Gedanken. »Impo-
santer Lebenslauf.« Sie schielte zu ihrem Freund hinüber, der sich
angeregt mit meinem Vater über amerikanische Oldtimer unter-
hielt. »Und gut aussehen tut er auch noch«, raunte sie mir zu und
sah mich erwartungsvoll an.

»Nicht schon wieder!«, dachte ich. Emilia versuchte ständig,
mich zu verkuppeln. Bisher hatte ich jedoch so viel Pech mit Män-
nern gehabt, dass ich nicht gerade wahnsinnig viel Lust auf einen
neuen Partner verspürte. Mein erster Freund Carlo, mit dem ich
aufs Gymnasium gegangen war, war keine Woche zum Studieren
in Berlin gewesen, als er dort seine große Liebe gefunden und
mich verlassen hatte. Danach war ich drei Jahre lang mit David,
einem BWL-Studenten, zusammen gewesen, der mich, wie sich
später herausstellte, monatelang mit meiner Freundin und Mit-
bewohnerin betrogen hatte, während ich brav in die Vorlesungen
gegangen war. Und schließlich war da noch Basti, der Elektro-
techniker, den nach vier Jahren Beziehung und beiderseitigem
Erreichen des dreißigsten Lebensjahrs mein Wunsch, mit ihm
zusammenzuziehen, in die Flucht geschlagen hatte. Auf so was
konnte ich im Moment gut und gerne verzichten.

Natürlich vermisste ich ab und zu ein wenig Zuwendung,
wobei ich nicht unbedingt von Sex spreche, denn der war in mei-
nen drei Beziehungen nicht besonders berauschend oder gar
überwältigend gewesen. Ich verstand ehrlich gesagt gar nicht,
warum alle Welt so ein Aufheben darum machte. Irgendwann
war ich zu der Erkenntnis gelangt, dass es wohl an mir liegen
musste – schließlich war ich die einzige Konstante in diesen drei
Beziehungs-Gleichungen. Aber jemanden, der mich umarmte,
wenn ich traurig war, oder mir die Hand auf die Schulter legte,
wenn ich mutlos war, hatte ich mir in den letzten Wochen des
Öfteren sehnlichst gewünscht.

»Sofia?« Emilia blickte mich immer noch an. »Findest du nicht, dass er gut aussieht?«

»Kann schon sein«, erwiderte ich ausweichend und zwang mich, nicht an Antoine Delatours Augen und erst recht nicht an seine Stimme zu denken. »Aber der Typ ist total verkorkst.«

»Schade«, meinte Emilia. »Vielleicht entpuppt er sich ja doch noch als nett, wenn ihr zusammen unter einem Dach wohnt.« Sie zwinkerte mir zu. »Vergiss ja nicht, mir Bescheid zu geben, falls du nicht allein auf unsere Hochzeit kommst!«

Ich rollte mit den Augen. Tobias und sie wollten Ende September heiraten. »Emmi, ich hab gerade echt andere Sorgen!«

»Schon gut, schon gut. Ich weiß. Tut mir leid, sorellina!« Nun, da das Stichwort »Hochzeit« gefallen war, waren Antoine Delatour und mein derzeit nicht existentes Liebesleben für Emilia zum Glück vergessen. »Hab ich dir eigentlich schon von der traumhaften Tischdeko erzählt, die unsere Floristin vorgeschlagen hat? Hier, sieh dir mal die Fotos an ...«

Mit klopfendem Herzen machte ich mich nach dem Wochenende erneut auf den Weg in Claras Wohnung. Die Zeit drängte mittlerweile. Am nächsten Tag sollten die gespendeten Sachen und am Tag darauf die einzulagernden Kisten abgeholt werden. Donnerstag sollte das Umzugsunternehmen kommen, was hieß, dass ich bis dahin auch noch meine eigenen Sachen gepackt haben musste. Ende der Woche begannen dann die Ferien, und Milan würde zum letzten Mal zur Schule gehen. Und Samstag würde Milans Vater uns abholen.

Ach, könnte ich doch nur meine Gefühle ausknipsen wie Antoine Delatour, nur für ein paar Stunden! Ich hatte mir vorgenommen, Claras Kleider und Möbel wegzugeben. Welchen Sinn sollte es haben, sie einzulagern? Den Anfang machte ihr Kleiderschrank. Am schmerzlosesten wäre es gewesen, wenn ich das

ganze Zeug einfach herausgerissen und in die Kartons gestopft hätte, aber das kam mir pietätlos vor, also faltete ich jedes einzelne Kleidungsstück sorgfältig und legte es in die Umzugskiste. Tränen liefen mir über die Wangen, als ich das Kleid zusammenlegte, das Clara an ihrem Geburtstag Anfang Juni getragen hatte. Zwei Tage später war sie auf ihrem Fahrrad an einer Kreuzung von einem Lkw übersehen und erfasst worden.

Ich kämpfte mich durch Claras Kommode und ihren Schreibtisch. Ihre Dokumente lagen schon in meiner Wohnung, seit wir sie vom Jugendamt zurückbekommen hatten, daher waren nur ein paar Büroutensilien übrig. Unter ihrem Bett fand ich eine Reihe Kartons, von denen die meisten ausgedientes Spielzeug und Babyklamotten enthielten, vermutlich Erinnerungsstücke. Einer von ihnen zog meine besondere Aufmerksamkeit auf sich, nicht nur weil er größer, sondern auch fröhlich bunt gemustert war. Er war recht schwer, und sein Inhalt klapperte leise, als ich ihn hervorzog und aufs Bett stellte. Neugierig öffnete ich den Deckel. Unter einer Lage hellblauem Seidenpapier kam eine Armada zauberhafter Bauernhoftiere aus geschnitztem Holz zum Vorschein – Pferde, Hunde, Katzen, Kühe, Schweine, Hühner, sogar eine kleine Maus. Staunend betrachtete ich die Tiere. Das Holz war nur grob bearbeitet, aber sie wirkten dennoch unheimlich lebendig. Sie waren von rotbrauner Farbe und hatten eine ganz tolle Maserung.

Vorsichtig nahm ich eines der Tiere heraus. Da die Oberfläche nur geölt war, fühlte es sich warm und seidig an. Komisch, dass ich Milan nie damit hatte spielen sehen. Wieso hatte Clara sie unter ihrem Bett versteckt? Sie hätten sich auch wunderbar als Deko im Wohnzimmer gemacht, wenn sie ihr für Kinderhände zu schade gewesen waren. Ich hatte mich jedenfalls sofort in sie verliebt und fand, dass sie zu schade waren, um in den Einlagerungs-

karton zu wandern.

• • •

Die letzten Tage bis zu unserer Abreise vergingen wie im Flug. Antoine Delatour hatte ich seit seinem Besuch nicht ein einziges Mal persönlich gesprochen, was mich einerseits aufregte, weil es in meinen Augen mangelndes Interesse bekundete, mich andererseits erleichterte, weil ich keine Lust hatte, mich mehr als nötig mit ihm herumzuschlagen. Laut seiner Sekretärin, mit der ich im Gegensatz dazu sehr häufig telefoniert hatte und die sich bisher freundlich und kompetent um all meine Fragen und Wünsche gekümmert hatte, steckte er bis zum Hals in Arbeit. Umso überraschter war ich, als am Nachmittag vor unserem Abreisetag mein Handy klingelte und auf dem Display Antoine Delatours Name aufleuchtete. Vermutlich wollte er mir Bescheid geben, wann er kam und uns abholte.

»Frau Bernadi?«

Ah, diese Stimme! Selbst übers Telefon löste sie einen wohligen Schauer in mir aus.

»Herr Delatour.«

»Hören Sie, es tut mir leid, aber ich kann Sie morgen nicht abholen«, kam er sofort auf den Punkt. »Mir ist etwas Wichtiges dazwischengekommen.«

»Aha«, sagte ich nach kurzem Schweigen. Mehr fiel mir dazu nicht ein. Was konnte es schon Wichtigeres geben, als seinen Sohn abzuholen?

»Ich werde Ihnen zwei Erste-Klasse-Tickets für eine Verbindung morgen Vormittag um kurz nach zehn besorgen«, fuhr er fort und klang dabei irgendwie gestresst. »Ist das okay für Sie?«

»Würde es etwas ändern, wenn es das nicht wäre?«

Er ignorierte die Frage. »Können Sie die Tickets ausdrucken, wenn ich sie Ihnen per E-Mail schicke?«

»Nein, aber ich kann sie auch auf dem Handy vorzeigen.«

»Ähm, gut. Sie kommen gegen siebzehn Uhr an. Ich ... äh ... Mist!« Plötzlich wurde seine Stimme hektisch. »Ich hole Sie vom Bahnhof ab. Angenehme Reise. Auf Wiederhören!« Er legte auf.

Ungläubig betrachtete ich das Telefon in meiner Hand. Nun gut, ich war ziemlich einsilbig gewesen, aber war das ein Grund, mich abzuwürgen, ohne meine Verabschiedung abzuwarten? Der Mann war eindeutig seltsam. Wie es sein würde, mit ihm unter einem Dach zu leben, wollte ich mir gar nicht vorstellen. Vielleicht war es gar nicht so schlecht, dass uns nun eine mehrstündige Autofahrt mit ihm erspart blieb!

Antoine



Möglichst unauffällig ließ ich mein Handy in die Mittelkonsole gleiten und lächelte dem Motorradpolizisten zu, der neben mir an der roten Ampel zum Stehen kam. Wenn ich jetzt auch noch ein horrendes Schweizer Bußgeld wegen Telefonieren am Steuer aufgebremst bekäme, würde ich mich augenblicklich in die Limmat stürzen.

Wieso um alles in der Welt überschlugen sich in meinem Leben plötzlich die Ereignisse? Erst Claras Tod, dann die Neuigkeit von Mutters Krankheit, das vermurkste erste Treffen mit meinem Sohn und jetzt auch noch die Mei Li Holding. Sie war schuld daran, dass ich mitten in der Rush Hour auf der Suche nach einem

Parkplatz durch Zürich gurkte, anstatt auf dem Weg zu Milan und Sofia Bernadi zu sein.

Meine Kollegen und ich waren die letzten Wochen damit beschäftigt gewesen, die Übernahme eines deutschen Familienbetriebs namens *Marigold Biokosmetik* durch einen unserer wichtigsten Mandanten, die *Centa Cosmetic*, vorzubereiten. Die *Centa* war ein mittelgroßes Zürcher Kosmetikunternehmen, das Alfred Wölfli, ein alter Freund meines Vaters, vor etlichen Jahren als Nebenerwerbsquelle zu seiner Apotheke gegründet und beständig ausgebaut hatte. Vor ein paar Jahren hatte Alfred die Leitung der Firma an seine Tochter Isabelle abgegeben, die in allen Bereichen für frischen Wind gesorgt hatte: neues Label CCC für *Centa Cosmetic Corporation*, neue Looks, neue Produkte und jüngere Kunden. Die Krönung dieser Verjüngungskur sollte nun eine eigene Bioproduktlinie sein, und genau da war die kleine deutsche Firma von der Schwäbischen Alp ins Spiel gekommen, deren Erbengemeinschaft zerstritten war und die deshalb verkauft werden sollte.

Alles war zunächst wunderbar gelaufen. Am Vormittag des Treffens mit Milan und Sofia Bernadi war ich zum *Marigold*-Firmensitz gefahren und hatte mit den Erben und ihren Anwälten bereits eine ganze Reihe Übernahmedetails klären können. Seither waren wir gut vorangekommen, und die Verträge hätten spätestens kommende Woche unterzeichnet werden können!

Am Vormittag war jedoch in Form der *Mei Li Holding* ein asiatischer Investor an die *Marigold* herangetreten und hatte ein Gegenangebot abgegeben. Weiß der Geier, wie sie davon Wind bekommen hatten, dass die Firma zum Verkauf stand. Mit dem Preis, den die Asiaten boten, konnten wir nicht mithalten, wohl aber mit rechtssicheren Zusagen bezüglich der Beibehaltung der bestehenden Qualitätsstandards. Bei zwei der *Marigold*-Erben hatte das Angebot dennoch Dollarzeichen in den Augen aufleuch-

ten lassen, während den anderen beiden der Fortbestand der Marigold-Firmenphilosophie wichtiger war.

Heilige Scheiße! Irgendwo musste doch hier ein Parkplatz frei sein! Ich war bereits zehn Minuten zu spät für die Krisensitzung bei der CCC, die vermutlich bis in die Nacht hinein dauern würde.

Sobald ich einen Parkplatz gefunden hatte, musste ich unbedingt Frau Greiner, meine Sekretärin, kontaktieren und sie bitten, die Zugtickets für Milan und Sofia Bernadi zu kaufen. Wenn möglich sollte sie ihnen ein ganzes Abteil reservieren, damit sie wenigstens eine angenehme Reise hatten. Vielleicht sollte ich Frau Bernadi gleich noch mal anrufen und ihr alles erklären, auch warum ich eben so abrupt aufgelegt hatte. Sie musste mich sonst für völlig durchgeknallt halten!

Gefühlt zum zehnten Mal umkreiste ich den Block, in dem die CCC ihren Sitz hatte. Na endlich! Direkt vor dem Gebäude gingen bei einem parkenden Auto die Rückfahrscheinwerfer an! Das wurde aber auch Zeit!

Kaum war ich ausgestiegen, kam auch schon Peter Beck, einer der Partner aus meiner Kanzlei, aus der Eingangstür.

»Da bist du ja endlich, Antoine! Die drehen da drin schon am Rad«, begrüßte er mich.

»Ich bin gerade mal elf Minuten zu spät.«

»Wie's aussieht, sind das bereits zwölf zu viel«, erwiderte Peter.

»Dann gib ihnen doch bitte Bescheid, dass ich da bin. Ich muss noch kurz was mit Frau Greiner besprechen.«

»Ist gut, aber beeil dich!«

Sofia Bernadi würde wohl auf eine Erklärung warten müssen.

